

Ein chancenreich schwerer Stand

Ein Berliner Blick auf mögliche Zukunft der akademischen Theologie

Michael Bongardt, Berlin

I. Anstöße

Will die Theologie noch eine Zukunft als selbständiges Fach, gar als Fakultät an den staatlichen Universitäten haben, muss sie ihr Selbstverständnis verändern. Sie darf sich nicht länger vorrangig oder gar ausschließlich als Ausbildungsinstitution für Berufe in der Kirche verstehen, sondern muss sich in neuer und intensiver Weise in den akademischen Diskurs einbringen. Diese These vertrat im Januar 2002 Prof. Dr. Klaus Landfried, der damalige Präsident der deutschen Hochschul-Rektoren-Konferenz, vor der Jahresversammlung des Katholisch-Theologischen Fakultätentages. Diese von außen an die versammelten Vertreterinnen und Vertreter der katholischen akademischen Theologie herangetragene Forderung bildet den ersten Anstoß für die folgenden Überlegungen.

Der zweite Anstoß ist die Situation an der Freien Universität Berlin, an der ich seit nunmehr sechs Semestern als akademischer Lehrer arbeite. Hier ist, was Prof. Landfried als Zielvorstellung formulierte, schon heute gegeben. Als so genanntes „kleines Fach“ innerhalb des sehr großen Fachbereichs „Geschichts- und Kulturwissenschaften“ kann die Theologie kein Vollstudium anbieten, sondern nur als Haupt- oder Nebenfach klassischer Mehr-Fach-Studiengänge gewählt werden. Lediglich eine Minderheit der Studierenden strebt eine Tätigkeit als Religionslehrerin bzw. Religionslehrer an. Selbst die Anstellungschancen dieser Wenigen sind nicht besonders gut, da in Berlin Religion kein ordentliches Schulfach ist. Von den weit zahlreicheren Studierenden in den Magisterstudiengängen suchen nur Vereinzelte nach dem Studium eine Tätigkeit im Raum der Kirche. Nicht allein eine solch enge Einbindung in kirchliche Zusammenhänge ist den meisten fremd: Eine nennenswerte Gruppe der Studierenden ist gar nicht katholisch. Selbst Nichtchristen gehören in einer deutlich wahrnehmbaren Zahl zu denen, die sich für katholische Theologie eingeschrieben haben und dieses Fach auch aktiv studieren.

So fremd diese Schilderungen aus der Perspektive klassischer theologischer Institute oder gar Fakultäten auch noch scheinen mögen: Einiges spricht dafür, dass ein Blick in die Gegenwart Berlins ein Blick in die Zukunft der Bundesrepublik Deutschland, des deutschsprachigen Raumes insgesamt ist. Es lohnt also, die Berliner Situation der Theologie, die den Außenerwartungen an sie schon weit entgegenzukommen scheint, kritisch anzuschauen. Mögen einige der fol-

genden Überlegungen auch überraschen, Widerspruch erregen: Nicht destruktive Provokation ist ihr Ziel. Sie gründen vielmehr in der ungebrochen engagierten Suche nach dem aktuell angemessenen Ort wissenschaftlicher Theologie, christlicher und kirchlicher Tradition.

II. Kontexte

Beide genannten Anstöße stehen nicht nur im Kontext der Universität, sondern – wie diese selbst – der heutigen Gesellschaft insgesamt. Sie sind deshalb auch nur von diesem Kontext her zu begreifen. Drei Aspekte fallen hier besonders auf.

(1) Die Kirchen genießen in der deutschen Öffentlichkeit, ungeachtet mancher Skandale, die ihre Reputation beschädigen, nach wie vor Aufmerksamkeit und Achtung. Dass man ihre Stimme hört und wichtig nimmt, belegten in jüngster Zeit die Diskussionen um die Biotechnologie wie über die Irak-Krise. Doch der gesellschaftliche Konsens, der die Kirchen als für die Sicherung gesellschaftlicher Werte oder gar den Staat unverzichtbar ansah, zerbricht zunehmend. Die weitgehende Selbstverständlichkeit, mit der man über die Universitäten die Ausbildung des kirchlichen Personals staatlich finanzierte, schwindet. Außerdem scheint der Einfluss, den man den Kirchen auf die öffentliche Meinung zutraut, so sehr geschwunden, dass eine staatliche Kontrolle kirchlicher Ausbildungsinhalte nicht länger notwendig scheint.¹ Damit wanken zwei der wichtigsten Säulen, auf denen das noch geltende, die theologischen Institute und Fakultäten sichernde Konkordatsrecht ruht.

(2) Parallel dazu läuft, wie zahlreiche Untersuchungen belegen, eine Entwicklung bei Menschen, die sich selbst der christlichen Tradition zurechnen, ja verpflichtet fühlen. Ihre lebenspraktische, aber auch inhaltliche Bindung an die konfessionell gespaltenen Kirchen, vor allem an ihre offiziellen Vertreter nimmt rapide ab. Die Verwerfungen im Vorfeld des ersten ökumenischen Kirchentages in Berlin sind dafür ebenso Indiz wie die, vor allem in der katholischen Kirche, immer häufiger beklagte „vertikale Kirchenspaltung“.

(3) Der dritte bedeutsame Aspekt steht nur auf den ersten Blick in einem Gegensatz zu den beiden erstgenannten: Es begegnet vielerorts ein unbefangener, neu erwachendes Interesse an Geschichte und Inhalt des christlichen Glaubens. Es wird aber gerade dort möglich – und deshalb widerspricht es nicht dem vorher Beschriebenen –, wo berechnete wie unberechtigte Vorbehalte gegen die konkrete Gestalt der Kirchen mit deren gesellschaftlichem Einfluss an Gewicht verlieren. Das genannte Interesse beschränkt sich keineswegs auf christli-

1 In bemerkenswertem Kontrast dazu steht die Forderung nach einer staatlichen Ausbildung muslimischer Religionslehrer, die in der Diskussion um die Einführung muslimischen Religionsunterrichtes immer lautstärker erhoben wird.

che Versatzstücke einer zur Vergangenheit gewordenen Tradition, die von der europäischen Neuzeit vorgeblich beerbt worden ist. Vielmehr wachsen Einsicht und Überzeugung, dass in dieser Tradition eine bedenkenswerte Lebenswahrheit und -weisheit lebendig war und ist. Die wissenschaftliche Reflexion auf diese Tradition ist sicher nicht der primäre Weg, Zugang zu ihr zu finden – diesbezüglich haben bildende Kunst, Literatur, Formen des Feierns, des Betens und der Lebensgestaltung sicher weit höhere Bedeutung. Gleichwohl bleibt die akademische Bearbeitung des Traditionsbestandes unverzichtbar, wenn er in den umfassenden Diskurs der modernen Gesellschaft Eingang finden soll.

III. Aufgaben

Akademische Theologie ist um ihrer Sache wie um ihrer selbst willen gut beraten, wenn sie die genannten Anstöße und Kontexte ernst nimmt – und daraus nicht zuletzt Konsequenzen für ihr Selbstverständnis wie ihre Gestalt zieht. Es wäre vermessen, hier die künftige Gestalt theologischer Forschung und Lehre an staatlichen Universitäten zeichnen zu wollen. Doch sollen einige Konturen, die bereits erkennbar sind, benannt werden.

(1) Die Theologie, speziell die systematische Theologie versteht sich seit jeher als Reflexion gelebten Glaubens. Die „fides quaerens intellectum“ ist ihr Grundlage und Inhalt zugleich. Doch die aktuelle Situation der wissenschaftlichen Theologie steht dazu in einem merkwürdigen Kontrast: Immer weniger Studierende – und das heißt, zumindest mittelfristig wohl auch: immer weniger Lehrende – der Theologie kommen aus oder stehen in einer selbstverständlich christlich-kirchlichen Glaubenspraxis.² Nimmt theologische Lehre darauf keine Rücksicht, droht sie einem ins Leere laufenden Reflexionszirkel zu verfallen, im schlechtesten Sinne des Wortes zum „Glasperlenspiel“ zu verkommen.

Eine in jüngster Zeit gelegentlich zu beobachtende oder auch geforderte Reaktion darauf scheint mir fragwürdig, ja falsch: Der Versuch, im akademischen Umfeld zu ersetzen, was andernorts fehlt. Dann werden theologische Veranstaltungen, Seminare, Institute zum Lebensort, zu einer „Ersatzgemeinde“. Sicher bleibt es ein erstrebenswertes Ziel, dass in der Vermittlung theologischer Lehrgehalte, im Umgangsstil an theologischen Fakultäten und Instituten gelebte Form und gelehrter Inhalt einander entsprechen. Doch wo es zu Grenzverschiebungen der genannten Art kommt, sind negative Folgen für die Studierenden wie für die

2 Die Probleme, die sich aus dieser Situation speziell für die Ausbildung des Priesternachwuchses ergeben, sind hier nicht zentrales Thema. Doch die zahlreichen Versuche der letzten Jahre, in der Priesterausbildung der auffälligen Gemeinde-Distanz einer prozentual zunehmenden Zahl von Priesteramtskandidaten Rechnung zu tragen, geben davon ein beredetes Zeugnis.

Theologie vorprogrammiert: Für die Studierenden entstehen Bindungen an die Universität, die einen Studienabschluss in angemessener Frist erschweren oder gar verhindern; und die Theologie gefährdet ihren wissenschaftlichen Status als Reflexionsdisziplin.

Anderes wohl fordert die veränderte Lage von der Theologie: Die Übernahme von Aufgaben, die ihr in der Vergangenheit vielleicht weniger abverlangt wurden, die aber gleichwohl der Grundbestimmung von Theologie nicht widersprechen.

(2) Theologische Lehre kann und soll das wachsende Bedürfnis nach positiv-inhaltlichem Wissen befriedigen. Es sind nicht nur Kunstgeschichtler und Germanistinnen, die ohne Grundkenntnisse der christlichen Tradition die Gegenstände ihrer je eigenen Fächer nicht verstehen können. Andere klar und unprätentiös am eigenen Wissen teilhaben zu lassen ist eine erste Aufgabe, die die Theologie im interdisziplinären Zusammenspiel an einer Universität zu erfüllen hat – und die sie ohne Selbstverleugnung erfüllen kann.

(3) Trotzdem bliebe Theologie unter ihrem Niveau und ihren Möglichkeiten, wenn sie sich auf solche „Zuträgerdienste“ beschränkte. Ins akademische Gespräch einbringen kann sie sich zum zweiten mit ihrer hermeneutischen Kompetenz. Wie sich ursprünglich gegebene Inhalte im Prozess ihrer Rezeption und ihres je aktuellen Verstandenwerdens klären, entfalten und auch verändern: davon weiß die Theologie mehr als die meisten anderen Wissenschaften, denn genau damit beschäftigt sie sich schon weit länger als die anderen. In einer gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Situation, in der Fragen der Überlieferung, Transformation und Brechung von Wissen und Werten drängend sind, verfügt die Theologie über Kompetenzen, die anderen und ihr nützlich sind.

(4) Karl Barth hat in seiner berühmt gewordenen Rede über Inhalt und Aufgabe der Theologie deren wesentlichen Auftrag im Konzert der akademischen Fächer darin gesehen, dass allein die Theologie die letzten Fragen nach Sinn und Grund allen Wissens und aller Existenz stellen und für das Gegebensein einer Antwort auf diese Fragen im Wort Gottes eintreten kann und muss.³ Diese Bestimmung, die intern für den christlichen Glauben Gültigkeit behält, muss gleichwohl modifiziert werden, wenn Theologie sich an einer Universität verorten will, die sich, wie der sie tragende Staat, in Fragen religiösen Bekenntnisses zur Neutralität verpflichtet hat; eine Modifikation des Barth'schen Programms ist um so unverzichtbarer, je deutlicher die Einsicht in die faktische Pluralität von Konfessionen und Religionen Gesellschaft und Universität prägt.

Die geforderte Modifikation kann nicht darin bestehen, dass christliche Theologie den Wahrheitsanspruch christlichen Glaubens verschweigt oder gar leugnet. Sie wird ihn vielmehr – mit den ihr zu Gebote stehenden wissenschaftli-

3 Vgl. Barth, Karl, Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie, in: Moltmann, Jürgen (Hg.), Anfänge der dialektischen Theologie I, München 1985, 197-218, hier 204.216.

chen Mitteln – zu begründen und zu vertreten suchen. Dabei aber wird sie nicht die Augen davor verschließen können und dürfen, dass sich die Geltung dieses Wahrheitsanspruchs nicht zwingend beweisen lässt. Vielmehr verdankt diese sich zahlreichen verantwortbaren, gleichwohl kontingenten Entscheidungen, die Wirklichkeit der Welt, der Menschen und Gottes in dieser spezifischen Weise und Tradition zu verstehen. Theologische Lehre an der Universität wird unter den beschriebenen Voraussetzungen ihre Reflexionskraft wesentlich dazu nutzen müssen, die hier zur Entscheidung anstehenden Alternativen herauszuarbeiten.⁴ Außerdem wird sie im Gespräch mit anderen Religionen und Weltanschauungen deutlich machen, welche Konsequenzen eine in die eine oder andere Richtung führende Entscheidung nach sich zieht.⁵ Dabei wird sie nicht zuletzt darum bemüht sein, die Gründe für die von der christlichen Tradition getroffenen Entscheidungen zu benennen und evident werden zu lassen. Sie wird von den Studierenden allerdings nicht verlangen können und dürfen, die Grundentscheidungen des christlichen Glaubens persönlich zu teilen oder zu übernehmen. Wenn theologische Lehre Studierende mit den Mitteln wissenschaftlicher Reflexion dazu bewegt, sich selbst in die christliche Tradition zu stellen, wird ihr das niemand zum Vorwurf machen. Ihr ausdrückliches Ziel kann und darf dies nicht sein: Theologische Lehre ist keine Missionspredigt.

IV. Klärungsbedarf

Wenn Theologie sich angesichts der aktuellen Herausforderungen, die sich ihr in Universität und Gesellschaft stellen, auf die hier projektierten Änderungen einlässt, steht sie zweifellos vor einer Vielzahl von Fragen, die noch der Klärung bedürfen. Auch von diesen seien nur die wichtigsten genannt.

(1) Jede Definition eines fachspezifischen Selbstverständnisses steht im universitären Kontext sehr bald vor der Frage, wie sich dieses in Studiengänge und Berufsziele umsetzen lässt. Soll die Theologie – auch außerhalb des akademischen Diskurses – auf Dauer wirkungsvoll arbeitsfähig bleiben, bedarf es selbstverständlich weiterhin der Fachtheologinnen und -theologen, die in der ganzen Breite theologischer Disziplinen ausgebildet sind. Sie werden, ganz gleich, ob sie

4 Vgl. Bongardt, Michael, *Die Fraglichkeit der Offenbarung*. Ernst Cassirers Philosophie als Orientierung im Dialog der Religionen, Regensburg 2000, 290-307.

5 Dies ist aktuell von besonderer Brisanz angesichts der Bestreitung menschlicher Freiheit, wie sie von Seiten der Hirnforschung und mancher philosophischer Positionen vehement vorgetragen wird. Wenngleich zuzugestehen bleibt, dass Freiheit nicht beweisbar ist – so sollte zumindest vor Augen geführt werden, wie weitreichende Konsequenzen die Leugnung der persönlichen Freiheit und Verantwortung für eine Gesellschaft hat, die nicht nur ihr Rechtssystem, sondern ihre gesamte politische Organisation auf der Überzeugung solch individuell-subjektiver Freiheit aufgebaut hat.

später in einem kirchlichen oder außerkirchlichen Bereich arbeiten, in der Regel die Theologie, wenn auch in interdisziplinärer Einbindung, als einziges Studienfach absolvieren. Dafür bleiben die klassischen Fakultäten der geeignetste Ort. Vor allem aber behalten, ja vergrößern klassische und neue Mehr-Fach-Studiengänge ihre Bedeutung. Eine besondere und neue Chance bietet sich schließlich mit der in den aktuellen Studienreform-Vorhaben vorgesehenen „Modularisierung“. Theologie, auch von kleineren Instituten vertreten, kann mit diesem Instrument zielgruppenorientiert Lehr- und Lerneinheiten anbieten, die zum Bestandteil fachfremder Studiengänge werden.

(2) Eine Theologie, die nicht in einem grundlegenden Sinne kirchliche Theologie ist, ist keine Theologie. Denn Theologie hat die Überlieferungsgeschichte und Geschichte christlichen Glaubens, die sich als und als die sich Kirche vollzieht, nicht nur zum Gegenstand: sie ist selbst Teil dieses Prozesses. Davon kann sie nicht absehen, ohne damit aufgrund mangelnder Selbstreflexion ihren Wissenschaftscharakter zu verlieren.

Doch mit dieser Grundbestimmung ist die Zuordnung von kirchlich-amtlicher Verkündigung und Lehre einerseits und wissenschaftlicher Theologie andererseits noch keineswegs auf eine einzige Gestalt festgelegt. Geschichte und Gegenwart der Theologie weisen hier ein bemerkenswertes Spektrum von Möglichkeiten auf, nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb der römisch-katholischen Kirche.⁶ So muss auch das – in vieler Hinsicht hilfreiche, aber von beiden Seiten auch immer wieder als Hindernis empfundene – aktuelle deutsche Konkordatsrecht nicht als ideal oder gar alternativlos angesehen werden.⁷

(3) Auf der gleichen Linie liegt die Frage, ob die Theologie an staatlichen Universitäten zwangsläufig in konfessioneller Trennung vertreten sein muss. Modelle, vor allem aus dem englischsprachigen Raum, aber etwa auch aus dem Stadtstaat Bremen, stehen hier für mögliche Alternativen ein. Die oben genannten Aufgaben der Theologie an Universitäten können ebenso gut, wenn nicht besser erfüllt werden, wenn Fachleute unterschiedlicher konfessioneller Traditionen gemeinsam an ihrer Erfüllung arbeiten. Die in ökumenischen, gar interreligiösen Gesprächen mittlerweile erreichte Einsicht, dass vieles, was lange als un-

6 Für die römisch-katholische Kirche bleibt hier die wichtigste aktuelle Vorgabe die „Instruktion über die kirchliche Berufung des Theologen“ der Kongregation für die Glaubenslehre vom 26. 5. 1990. Vgl. dazu Hünemann, Peter, Das Lehramt und die endliche Gestalt der Glaubenswahrheit. Überlegungen zur römischen Instruktion über die kirchliche Berufung von Theologen, in: HerKorr 44 (1990) 373-377. In ökumenischer Perspektive sei hier nur verwiesen auf die so unterschiedliche Stellung universitärer theologischer Fakultäten in der protestantischen Kirche einerseits und der orthodoxen Kirche, in der nur in Ausnahmefällen Professoren auch kirchliche Amtsträger sind, andererseits.

7 Vgl. dazu die durchweg erhellenden Beiträge in Albert Franz (Hg.), Bindung an die Kirche oder Autonomie? Theologie im gesellschaftlichen Diskurs, Freiburg u.a. 1999.

versöhnlicher Gegensatz angesehen wurde, auch im Sinne einer sich komplexer ergänzenden, ja aufeinander angewiesenen Verschiedenheit aufgefasst werden kann, öffnet hier Wege, die bis vor kurzem ungangbar schienen.⁸ Inwieweit die einzelnen Kirchen das Studium an einer nicht konfessionell gebundenen akademischen Einrichtung als Ausbildung ihrer amtlichen Vertreter und Vertreterinnen anerkennen, welche Möglichkeiten und Notwendigkeiten einer dann kircheninternen Weiterbildung sie sehen, steht allein in deren Entscheidung.

(4) Die schwierigste Frage, die sich an die hier angestellten Überlegungen anschließt, liegt auf einer weit fundamentalen Ebene als die bisher genannten, eher organisatorischen Probleme. Muss eigentlich, wenn schon von den Studierenden dies nicht mehr verlangt wird, eine Lehrerin, ein Lehrer der wissenschaftlichen Theologie selbst glaubender Christ, glaubende Christin sein, offiziell einer Kirche angehören? Hat dies, solange die wissenschaftlichen Inhalte mit der gebotenen Rationalität behandelt werden, Auswirkungen auf deren wissenschaftliche Qualifikation?

Diese Frage ist keineswegs so neu, wie sie anmuten mag. Sie besteht auch schon in der gegebenen Situation: Bei den Abschlussprüfungen von so genannten grundständigen Studiengängen wird niemand nach seinem Glauben gefragt, sondern allein die erworbene wissenschaftliche Qualifikation geprüft. Das ist akademisch so selbstverständlich wie andererseits niemand ernsthaft das Recht der Kirche in Frage stellt, von den offiziell in ihrem Auftrag theologisch Tätigen das Bekenntnis zum christlichen Glauben zu verlangen. Bei Promotionsfeiern schon ist es vielerorts üblich, dass die Promovierten im Rahmen der öffentlichen Feier das Glaubensbekenntnis sprechen. Bei der Berufung auf eine theologische Professur schließlich war und ist der von der katholischen Kirche neuerdings geforderte Treue-Eid Gegenstand heftiger Kontroversen. Hier besteht offensichtlich Klärungsbedarf von universitärer wie kirchlicher Seite.

Für alle vier angesprochenen Problemfelder gilt: Es besteht kein Grund, Bewährtes vorschnell aufzugeben. Ebenso wenig kann es darum gehen, Besitzstände um ihrer selbst willen zu wahren. Kontexte, Aufgaben und Gestalt wissenschaftlicher Theologie haben sich nicht nur im Lauf der Jahrhunderte immer wieder verändert, sondern weisen auch gegenwärtig eine beeindruckende Vielfalt auf. Der Blick darauf kann helfen, den aktuellen Herausforderungen produktiv zu begegnen – denn er befreit von der Fixierung auf den Status quo und nimmt die Angst, Veränderung sei mit Vernichtung und Verlust identisch.

8 Vgl. Meyer, Harding, Die Prägung einer Formel, in: Wagner, Harald (Hg.), Einheit – aber wie? Zur Tragfähigkeit der Formel vom „differenzierten Konsens“, Freiburg u.a. 2000, 36-58.

V. Konkretes

Abschließen möchte ich dieses Statement mit einem Kurzbericht aus der Berliner Praxis. Wer hier theologisch arbeitet, steht schon vor den Herausforderungen, die andernorts noch kaum zu ahnen sind. Den Versuch, ihnen zu begegnen, hat jede Lehrveranstaltung, aber auch die Forschungsarbeit zu unternehmen. Ein solcher Versuch – über dessen Gelingen letztlich nur andere urteilen können – war eine Vorlesung mit dem Titel: „»Das ist unser Glaube, der Glaube der Kirche« (Taufliturgie). Einführung in das christliche Glaubensbekenntnis“.

Diese Vorlesung, die sich strikt am Text des Nicäno-Konstantinopolitanums orientierte, versuchte der Heterogenität der Studierenden gerecht zu werden, indem sie die oben benannten Intentionen verband. Auf ihrer Oberfläche vermittelte die Vorlesung „Lernstoff“ im engsten Sinne des Wortes. Die zentralen Begriffe und Inhalte christlichen Glaubens wurden vorgestellt und systematisch reflektiert. Gleichzeitig ging es um die Darstellung der (theologie-)geschichtlichen Voraussetzungen und Folgen der altkirchlichen Bekenntnisbildung.

Eng verbunden damit war eine zweite Ebene der Vorlesung: Sie verdeutlichte, dass und wie sich in der verstehenden Aneignung der biblischen Texte die Gestalt des Bekenntnisses herausgebildet hat. Wenigstens exemplarisch wurde auch die weitere Traditions- und Rezeptionsgeschichte der im 4. Jahrhundert gefundenen Formeln und Formulierungen vorgestellt. Theologie- und Kirchengeschichte wurden so als bis heute unabgeschlossener hermeneutischer Prozess erkennbar – und damit eine Grundstruktur aller kulturellen Entwicklungen aufgedeckt.

Besonderen Wert legte die Vorlesung schließlich darauf, die bis heute aktuellen Konsequenzen der Entscheidungen, um die es damals ging, aufzudecken. Der strenge Monotheismus, das sich ankündigende Personverständnis, die Anthropologie und Soteriologie, für die das Glaubensbekenntnis eintritt, waren und sind historisch oder logisch keinesfalls zwingend – genauso wenig wie das biblische Zeugnis, auf das sie sich deutend beziehen. Doch sie sind, das lässt sich aus dem historischen Abstand prägnant zeigen, alles andere als beliebig: Sie hatten und haben Konsequenzen, die ganz anders ausgesehen hätten, wären die Entscheidungen damals anders gefallen.

Für diese drei inhaltlichen Ebenen der Vorlesung war es, wie in einer ausführlichen Einleitung über den Begriff „glauben“ dargestellt wurde, nicht von Belang, mit welchen Intentionen und Hintergründen sie gehört wurde. Denn diese Inhalte des Glaubens haben eine Bedeutung, die über ihn hinausgeht. Das schließt nicht aus, sondern ein, dass für die Christinnen und Christen unter den Zuhörenden diese Veranstaltung gleichzeitig in noch spezifischerer Weise „theologisch“ war: als Anleitung zur Reflexion des eigenen Glaubens und der Tradition, in der er steht und der er sich verdankt. Solcher Reflexion verdanken sich bereits die altkirchlichen Glaubensbekenntnisse selbst. Gerade so – durch ihr

in Tradition und damalige Gegenwart eingebundenes Nachdenken und Entscheiden – haben sie jene kulturellen, gesellschaftlichen und politischen, weit über den Raum der Kirche und des Christentums hinausreichenden Wirkungen erzielt. Nicht zuletzt dies mag ein Indiz dafür sein, dass die hier skizzierte Gestalt einer an staatlichen Universitäten verorteten Theologie, so fremd sie auch zunächst scheinen mag, ihr keineswegs unangemessen sein muss.